

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

146 (26.6.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## „Die Riech“

Eine zeitgemäße Erinnerung an Hohenzollernstiftlichkeit  
Die unerhörte Intrigue, die den Sturz des preussischen Ministers des Innern, Grafen v. Helldorf, herbeiführt hat, ruft die Erinnerung an die Tugendtaten des Hohenzollernhauses wach. Die Lunden, die einem Menschen vorwerfen, daß er eine Geliebte hat, mögen wieder einmal hören, wie es leidenschaftliche preussische Monarchen getrieben haben.

### Friedrich Wilhelm II., der Haremprinz

Die Hohenzollernhäuser brauchen nur wenige Generationen zurückzugehen, um auf Herrn Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu stoßen. Wer die Geschichte dieses Herrn liest, wird nicht von der Reinlichkeit und Zugleichheit, die die Tugendtaten des Hohenzollernhauses wach. Die Lunden, die einem Menschen vorwerfen, daß er eine Geliebte hat, mögen wieder einmal hören, wie es leidenschaftliche preussische Monarchen getrieben haben.

### Die Ehen des Königs

Die Geschichte der Ehen Friedrich Wilhelms ist eine Kette schmerzlicher Frauenhistories. Schon die erste Frau des Königs konnte sich neben der Riech nicht behaupten. Friedrich Wilhelm schied die Krone ganz einfach in die Verbannung eines Klosters.  
Dann kam die zweite Ehe. Diesmal mußte sich die unglückliche Frau zu einer Gebärmutterentzündung lassen. Sie bekam mehr als ein halbes Dutzend Kinder, was den tüchtigen König nicht abriet, auch mit der Riech etliche Nachkommen in die Welt zu setzen.  
Die Königin verließ sich gegen ihr Los. Sie lebte in dem Wahn, die eigentliche Herrin des Hofes matt setzen zu können, wenn sie dem König eine andere Geliebte zuführte. Und so verurteilte sie ihre Hofdame, ein Fräulein v. Köh, an den Gatten. Aber das Fräulein war nicht so leicht zu haben. „Nur mit dem Trauring am Finger“, Hohenzollernstiftlichkeit mußte auch dafür Rai. Friedrich Wilhelm heiratete das Fräulein wirklich, obwohl er ja schon verheiratet war. Aber was hat so ein bißchen Bigamie schon zu belagen. Wenn es sich um die Befriedigung der Lust eines Königs handelt! Haben die Untertanen gemurrt? Haben sie sich gegen diese Verheiratung des Königs erhoben? Nein, die braven Preußen, deren Pflichten heute so moralisch tun, haben schon brav gelächelt.

### Und noch einmal Bigamie

Die Nebenfrau erhielt den Namen einer Gräfin Inaen. Sie im. Und das erste und einzige, was sie für den König zu tun hatte, war ebenfals das Kinderbeten. Jedoch schon nach der Geburt des ersten Kindes starb die Frau an Kindbettfieber. Also begann man abermals nach einer „Nebenfrau“ zu suchen und fand sie in einer anderen Hofdame der Königin, einer Gräfin Dönn. Die Gräfin Dönn war die Hofdame des Königs, die „Ehe“ mit der Nebenfrau ein. Dieser erlaubten Verabredung entsagte der General Graf von Brandenburg, der nachmalig preussischer Ministerpräsident wurde. Jedoch auch die Herrlichkeit dieser Dame dauerte nicht lange. Wohl hatte sie die Unterstützung der armen Königin, aber bei der Riech war sie „nicht beliebt“ und so wanderte Gräfin Dönn schon nach zwei Jahren im Alter von 23 Jahren ebenfalls für immer hinter Klostermauern. Frau Riech aber behielt sich erst recht das Feld, wurde zur Gräfin Liechtenau ernannt und sollte bis zum Tode des Königs die Staatsgeschäfte seiner verstorbenen Regierung.

### Das Ende der Riech

Die Riech dem König endlich die Augen zugeknüpft hatte, waren die Schicksale der Kaiserstochter noch nicht zu Ende. Vom Kaiser Friedrich Wilhelm wurde sie zunächst gefangen gesetzt und blieb zwei Jahre lang eingesperrt. Dann kam sie wieder frei und erhielt sogar einen Teil der ihr vom Kaiser verordneten geringsten Besoldung zurück. Daraufhin heiratete die Kaiserstochter einen kaum moonstjährigen Leutnantspater und Schauspielers, der später Direktor des Wiener Burgtheaters wurde.  
Die unglückliche Ehe blieb nicht lange bestehen. Der junge Mann entsagte sich den Ehekaisersbrühen der alternden Frau durch schnelle Flucht. Noch erlebte Frau Riech den Tod der zweiten

Gattin Friedrich Wilhelms. Sie selbst aber wurde überlebt von den zwei durch ihre Schuld in die Verbannung geschickten Frauen, von der Gräfin Dönnhof, die fünfzig Jahre lang in ihrem verborgenen Exil weitervegetierte, und von der ersten Frau des Königs, die gar erst nach mehr als siebenjähriger Verbannung aus ihrem leidvollen Leben erlöst wurde. (Wiener Arbeiterzeit.)

## Sonderbarkeiten in Recht und Rechtsprechung

Vor einem Arbeitsgericht wurde folgender Fall verhandelt: Ein Kellner hatte seinem Kollegen einen bezirksamtlichen Passierschein, daß ein wachsender Zahn herausgeschlagen war. Daraufhin hatte der Arbeiter nicht den schlagfertigen Kellner kassieren lassen. Er war hierzu nicht berechtigt, weil die Handlung nach der Gewerbeordnung kein Grund zur kassation darstellt. Zur kassation Entlassung berechtigt u. a. die Sachbeschädigung. hätte der Kellner seinem Kollegen einen künstlichen Zahn eingeschlagen, wozu na-

turgemäß schon ein viel weniger heftiger Schlag — unter Umständen schon eine Ohrfeige — genügt, dann hätte Sachbeschädigung vorliegen und das Vorgehen des Arbeitnehmers wäre berechtigt gewesen.

Wenn einmal die Luft anwandeln sollte, sich Holz aus dem Walde rechtswidrig anzueignen, der nehme seinen gefällten Baum, sondern mache sich die Mühe, erst einen Baum zu fällen und diesen an sich zu nehmen. Im ersten Falle wird er wegen gemeinen Diebstahls viel schwerer bestraft, als wegen Forstdiebstahls, der im letzten Falle vorliegt. Wenn a. B. ein Dieb einen Baum gefällt hat, beim Fortbringen aber — vom Förster überrascht — entflieht und nun ein zweiter Dieb denselben gefällten Stamm an sich nimmt, dann liegen ganz verschiedene Vergehen vor, abgesehen davon, daß die Diebe es doch auf denselben Stamm abgesehen hatten.

Wer einmal im Wirtshaus sitzt und keine Streichhölzer mehr in der Schachtel hat, der darf aus dem Rauchgeschirr des Wirts ein paar Streichhölzer in seine leere Schachtel tun. Er stiehlt sie aber genau. Bis zu sechs ist nämlich harmlos, vom sechsten an liegt Diebstahl vor. Höchstens ein Streichhölzer.

## Das Land ohne Eisenbahnen

### Zur isländischen Jahrtausendfeier am 26. Juni

Für viele ist Island, die ferne, weltabgelegene Insel im Nordmeer, auch heute noch nur ein schattenhafter, geographischer Begriff. Nur ein kleiner Kreis von Sprachforschern und Naturwissenschaftlern kennt das Land genauer, nur eine beschränkte Anzahl von Reisenden und Weltwanderern hat es besucht. Wer aber jemals dort gemerkt hat, dem sind die Eindrücke, die er hier geminnen durfte, unvergesslich. Denn keine andere Landschaft der Erde, keine andere Kultur, kein anderer Menschenschlag läßt sich mit der geheimnisvollen Insel, die politisch zwar noch zu Europa gehört, geographisch aber nichts oder nur wenig damit zu tun hat, vergleichen.

In diesem Jahre feiert Island das tausendjährige Bestehen des Althing, des isländischen Reichstags. Vor mehr als einem Jahrtausend landeten hier die ersten Anfänger der Insel, nordwestliche Kleinrentner, trostlose Bauern, die sich der Gewalt eines Alleinherrschers nicht beugen wollten und deshalb die Heimat verließen. Auf der Insel der Wälder und Gletscher, der Vulkanen und der heißen Quellen fanden sie ihre neue Wohnstätte. Aber an den einamen, endlosen Winterabenden erzählen sie sich Mäthen und Sagen des Mutterlandes und mühsam daran realistisch gestaltet, knappe Erzählungen der unmittelbaren Gegenwart, die immer mehr aussparren wurden. Eine Prosaliteratur entstand, wie sie nirgendwo auf germanischem Boden zu finden ist. Und wer jemals einen Blick in diese Romane geworfen, wer die Sage von Gretir, dem Götterboten oder von Niall, dem Weisen, gelesen hat, der wird die „gute alte Zeit“ der Vergangenheit nicht als das erkennen, was sie in Wirklichkeit gewesen ist, vor allem in dieser herben, kampferfüllten, kriegerischen Umwelt: Ein hartes mittelalterliches Leben, in dem Todschlag, Mordbrand und Blutrache zu den Alltagsgebräuchen gehörten.

Am Fuße des Gebirgszuges Esja liegt Reykjavik, die isländische Hauptstadt mit ihren unregelmäßigen Straßen, ihrer unruhigen Architektur, ihren Denkmälern, die in ihrer Gesamtheit die Entwicklung des Landes von den primitivsten Verhältnissen bis in unsere Zeit moderner Technik und Zivilisation kennzeichnen. Aber bald drängt es den Europäer hinaus aus diesem geistigen Zentrum Neu-Islands. Die bequemere Landstraße nach dem Thingavellir, dem Felde, wo der Reichstag abgehalten wurde, bietet willkommene Gelegenheiten, den etwa hundertjährigen Kampf dorthin zu unternehmen. Er vermittelt den ersten tieferen Eindruck von der geheimnisvollen Insel, von der unendlichen Schwermut und Einsamkeit isländischer Landschaft. Nur die charakteristischen Krappen erloschener Vulkanen in der Ferne bringen etwas Abwechslung in die trostlose Eintönigkeit, über der sich ein grauer, regnerischer Abend hoch oben, aber auf dem Gletschereisen, dem einsigen Platz des Gletschers und der abgesehenden Versammlung, der gewinnend Eindrücke, die alles andere als herb und einträglich sind. Dunkle Lavaabfälle umgrenzen die weite Hochebene, und ihre schwärzlichen Farbtöne bilden einen reizvollen Gegensatz zu den grünen Wiesen, den frühlingshaften, lichtblauen Wasserläufen der Thingavallavägen und den selten, sich verflüchtigen Dampfzügen, die dem Licht Geheiß entfliegen. Hier also trat das Althing, der erste europäische Reichstag, alljährlich im Hochsommer zusammen. Hier wurde Gesetz und Recht gesprochen, hier wurden Streit-

igkeiten geschlichtet. Fragen der Verwaltung der Wirtschaft, der Gatte besprochen. Von hier aus regierte sich ein freies Volk, und hier strömte die Quelle des Selbstbewußtseins und der geistigen Kraft, die den Freistaat, die Republik, nährte, die hier lange vor den Republiken Europas gegründet worden war. Heute besitzt Island in Reykjavik ein eigenes Althinggebäude, aber der etwas kalte Bauschmuck der Halle ist so veraltet geworden, wie die geblühten Stätte unter freiem Himmel, abseits von Straßenlärm und moderner Zivilisation. Und so wird die Jahrtausendfeier nicht im Parlamentsgebäude stattfinden, sondern im Angesicht der Gletscher und der heißen Quellen, der Lavaabfälle und der Vulkanen.

Bis vor wenigen Jahren besaß dieses geheimnisvolle, rätselhaft Land keine Verkehrsstraßen und keine Verkehrsmittel europäischen Stils. Erst im Laufe der allerjüngsten Zeit hat man einige Poststraßen gebaut. Aber auch sie erschließen dem Fremden nur ein kleines Stück des Landes. Das Innere des Landes liegt auch heute noch unberührt und einsam, wie vor Jahrtausenden. Der Wanderer, der Forscher, der Isländer selbst, der von einem der weitab voneinander liegenden Höfe das Land durchqueren will, benutzt immer noch das abgehärtete, genügsame Reittier, das zuverlässige Island-Pony. Zwar bietet sich in Reykjavik überall die Möglichkeit, ein Auto zu bekommen und bequem zu einigen interessanten Stätten, wie Thingavellir, Hainarjörður oder nach Hoforsfjall, in das Gebiet der berühmten Nials saga zu gelangen. Aber über Gletscher und Lavafelder, über Geröll und Gesteinsströme führt kein Weg. Hier hat das Reich des Kraftmagens ein Ende.

Vor einem Vierteljahrhundert war Island auch das Land ohne Brücken, und die Ströme, die eisfalten, reißenden Flüsse und Gletscherbäche mußten durchwaded und durchschwommen werden. Heute ist das anders geworden, obwohl es immer noch genug Flüsse im Inneren Islands gibt, über die kein Fähr führt. Bis zum heutigen Tage aber ist die ferne Insel das Land ohne Eisenbahnen geblieben. Nirgends erblickt der Fremde das laugende Dampfrohr oder die elektrische Lokomotive Europas, nirgends gibt es Bahnhöfe und Gasse, Straßenbahnen oder Autobusse. Zwar besteht seit fast zwei Jahrzehnten der Plan, eine isländische Eisenbahn zu bauen, aber auch auf dem Eiland der heißen Quellen und des ewigen Eises gelten die Vorschriften, die Hindernisse, welche für die Verkehrsprobleme der Millionenstädte Europas maßgebend sind: Die ungeheuren Kosten, die mit dem Bau eines solchen Verkehrsmittels verknüpft wären, das zudem infolge der geringen Bevölkerung des Landes und der rüchlichen technischen Schwierigkeiten kaum rentabel sein könnte, stellen der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. So wird das geheimnisvolle Land des Nordens auch weiterhin das Land ohne Eisenbahnen bleiben, trotz aller Neuerungen, die hier Eingang finden, und die europäischen und amerikanischen Besucher, die in diesem Jahre vielleicht Island besonders zahlreich besuchen werden, bedürfen der Ausdauer, der Geduld und der Wärme der Erde, wenn sie die Insel wirklich kennen lernen wollen. Denn auch das Island von 1930 träumt noch einsam und westlicher, still und geheimnisvoll wie vor einem Jahrtausend.

Dr. Elte.

## Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von Oliver Curwood

Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

(Nachdruck verboten)

Lansam verfolgte er die Spur und nach vierhundert Metern schon stieß er auf die erste Felle. Der Hunger hatte seine Kräfte ausgeschöpft, daß er aussah wie ein ausgehungertes Wolf. In der ersten Morbelle hatte McTaggart einen Hinterhaken eines Schneehalbes als Ader befestigt. Billo trat vorsichtig in die Falle. Er hatte bei Pierrot so manches gelernt, er mußte, was das Schmecken einer Falle bedeutete und hatte auch schon den graulichen Schmecken zwischen den häßlichen Klammern gespürt. Er mußte die Falle der schlafenden Fuchs, was bei einer Morbelle voracht, nicht berühren. Kneese hatte es ihm beigebracht, daß er nicht berühren sollte. So fahle er das Fleisch überst wart selbst. Die Felle waren ein und so es geschick, wie McTaggart noch nicht so jung waren und er nahm sich die fünf Broden, ohne daß die Fellen gedrungen wären. Die letzte war wieder eine Morbelle, die er so lange umtreifte, bis seine Fährte im Schnee leuchtete war. Dann ging er weiter und fand in einem warmen, kumpigen Dicksicht ein Loos für die Nacht.

Der nächste Morgen sah den Beginn des Kampfes zwischen dem Bestand des Menichen und dem Bestand des Tieres. Der Eingriff in McTaggarts Loosbedeutete für Billo kein eigentlicher Kampf. Dieser Eingriff war Lebensfrage für ihn, er gab ihm Nahrung wie ihm auch Pierrots Gebiet lange Wochen hindurch Nahrung spendet hatte. Aber er ahnte doch so etwas, als durchdränge er in diesem Fall ein Gesetz und als habe er einen Gegner zu überleben. Wenn es gutes Jagdmetier gepend wäre, hätte er ja weiterziehen können, denn die unsichere Hand, die ihn auf seinen Wanderungen führte, zog ihn langsam aber sicher wieder zu dem alten Biberreich und zum Grey Loon hinunter. In seinem gegenwärtigen Zustand jedoch, bei dem tiefen und weichen Schnee, der an manchen Stellen so tief lag, daß Billo bis über die Ohren einsank, war McTaggarts Loosbedeutete ein Land des Ueberflusses, wie ein Loos für Billo geschaffen. Er folgte den Spuren des Jägers und konnte in der dritten Falle ein Kaninchen töten. Als er es verzehrt hatte, waren nur noch Haare und Blutspuren auf dem

Schnee zu finden. Da Billo seit Tagen ausgehungert war, quälte ihn reißender Hunger und noch vor Einbruch der Dämmerung hatte er aus einem ganzen Dutzend Hellen McTaggarts den Ader gestohlen. Dreimal begegnete er auch Giftbroden — Wildbrei- oder Karibusfett, in dem eine Dosis Strachin verpackt war — und jedesmal witterte keine scharfe Ader die Gefahr. Mehr als einmal hatte Pierrot innerlich die erstaunliche Lachide festgefällt, daß Billo das Vorhandensein von Gift wittern konnte, selbst wenn es noch so kunstgerecht in dem gefrorenen Fleisch eines Stüdes Wild verpackt war, aber Fische und Wölfe trafen die Broden, vor denen Billo kein überaus fein ausgebildeter Witterungssinn als einer Todesgefahr gewarnt hatte. So ließ er McTaggarts Giftbroden abgesetzt liegen. Er witterte sie schon aus weiter Entfernung und ging um Verdächtiges herum, wie seine Fährte im Schnee bewies. Wo McTaggarts Mittagsrast gehalten und abgeköstet hatte, mochte er aus Vorlicht denselben Umweg.

Am zweiten Tag verspürte Billo keinen so reißenden Hunger mehr und war so für die ihm verbotene Witterung seines Feindes viel empfänglicher. Er fraß eigentlich weniger als er zerstörte. McTaggart konnte die Witterung seiner Hände an den Fellen nicht so gut vermeiden wie Pierre Lustsch, und so und so nahm Billo McTaggarts Witterung deutlich wahr. Das erregte in kurzer Zeit in Billo eine entschiedene Feindschaft und einen ständig wachsenden Haß, nachdem er vor wenigen Tagen diesen Feind zu hassen seinabe ganz vergessen hatte. Billo sah nicht 2 zu 2 um 4 zu bekommen, er ging nicht Schritt für Schritt in die Vergangenheit zurück, in sich selber zu bewellen, daß der Mann, dem das Reiter gehörte, in dem er sich aufhielt, die Ursache all seines Nummers und seiner Sorgen war. Und doch erfüllte ihn ein tiefer, fast lebensfähiger Haß. McTaggart war außer den Wölfen das einzige Wesen, das er schon immer hasste, McTaggart hatte ihn verwundet, McTaggart hatte Pierrot getötet, McTaggart hatte ihm die geliebte Kneese genommen — und McTaggart mußte hier sein, McTaggart mußte sich in diesem Teil des Waldes aufhalten! War Billo vorher ohne Ziel und ohne jeden Plan umhergestreift, so hatte er jetzt eine Aufgabe zu erfüllen. Er mußte sich an die Fellen halten, sie geben ihm Nahrung; er mußte es, um seinen Haß und seinen Rachegefühlen Luft zu machen. Er lebte ja noch!

In diesem zweiten Tag fand er in der Mitte eines gefrorenen Sees den Rababer eines Wolfes, der an einem Giftbroden verendet war. Eine halbe Stunde lang hatte Billo dieser toten Bestie so

übel zu, daß von dem Fell nur noch Fellen übrig blieben. Von dem Fleisch fraß er nicht einen Bissen. Es war ihm zumider. Das war keine Rache am Gesicht der Wölfe. Als er sich zehn Kilometer weit von Lac Bain entfernt hatte, mochte er wieder kehrt. In diesem Punkt führte der Weg über einen gefrorenen Fluß, an den sich am jenseitigen Ufer eine freie Ebene anstieß, über die — wenn der Wind aus dieser Richtung wehte — der Rauch und der Geruch von einer Siedlung herüberkam. In der zweiten Nacht legte sich Billo mit gefülltem Magen in ein Fährtenrädchen und am dritten Tag zog er weitwärts durch den Wald.

Am diesem Morgen brach McTaggart in aller Frühe auf, um nach seiner Beute zu sehen. Als er zehn Kilometer hinter Lac Bain den Fluß überquerte, entdeckte er zum erstenmal Billos Fährte. Er blieb stehen, um sie in plötzlich erwachtem und ungewöhnlichem Eifer näher zu untersuchen. Er kniete sich sogar auf den Boden, sog den Handhaken von der Rechten und hob ein einzelnes Härchen auf.

„Der schwarze Wolf!“  
Diese Worte sagte er mit einer seltsamen, harten Stimme und seine Augen schauten dabei unwillkürlich in die Richtung des Grey Loon. Dann prüfte er, noch viel vorsichtiger als vorher, eine der deutlichen Spuren im Schnee. Als er wieder aufstand, konnte man es ihm vom Gesicht ablesen, daß er eine sehr unangenehme Entdeckung gemacht hatte.

„Ein schwarzer Wolf!“ wiederholte er und suchte mit den Achseln. „Pah! Werue ist verrückt. Das ist ein Hund.“ Dann murmelte er vor sich hin: „Der Hund.“

McTaggart verfolgte die Fährte des Hundes weiter. Eine neue Entdeckung, die viel stärker auf ihn wirkte als die Jagd, rief ihn jetzt mit fort. Er hatte den Bestand des Menichen und so konnte er 2 und 2 zusammenschließen und 2 und 2 ergab: Billo. McTaggart zweifelte kaum daran. Zum erstenmal war ihm dieser Gedanke gekommen, als Lerne den schwarzen Wolf erwähnte. Jetzt, nach Prüfung der Fährte, war er von der Richtigkeit seiner Vermutung völlig überzeugt. Es war die Fährte eines Hundes, und der Hund war schwarz. Dann blieb er schließlich auf die erste Falle, aus der Billo den Ader gestohlen hatte.

McTaggart fluchte. Der Ader war fort, die Falle noch geblieben. Das war das Holz, an dem der Ader gebangen, war sein äußerlich herausgezogen.

(Fortsetzung folgt.)